

Eigenart des Schwaben

Von Hermann Tambornino

1.

Wenn man noch von Eigenart sprechen kann, die dem einebnenden Zeitgeist Trotz zu bieten sucht, so sind in deutschen Landen neben den Niedersachsen und Bayern die Schwaben zu nennen.

Nicht nur, weil sie zweisprachig sind und deswegen auf-fallen: vielmehr sind sie von ihrem Grundwesen her ge-zwungen, zweispännig zu fahren, und müssen daran auf Tod und Leben festhalten.

Schon die ersten Urteile über sie, abgenommen aus nur flüchtiger Begegnung oder Bekanntschaft, sind zwiespäl-tig und widersprechend.

Sie seien scheu, zurückhaltend, mißtrauisch, verschlos-sen, abweisend bis zur frostigen Kälte; sie hätten etwas Verstecktes, Verschlagenes, gäben sich keineswegs offen und frei durchschaubar; man wisse nicht, wie man mit ihnen dran ist und mit welcher Art von Zuverlässigkeit man bei ihnen rechnen könne: So die einen. Die anderen aber vermuten hinter dem Tonfall der Mundart die knet-barste Seele, nehmen das behaglich breite Schwäbisch nicht nur für die eingängigste, sondern für die ganze Wahrheit, spüren etwas Kindliches oder Unfertiges, eine hilflose Annäherung oder unbeholfene Einfalt und gefal-len sich dem gegenüber in einem überlegenen Lächeln, (das – um es schon vorwegzunehmen – der Schwabe schon wittert, tausend Meilen, bevor es in Miene und Gehaben ankommt und dementsprechend fuchsteufels-wild erwidert, d. h. noch hochmütiger oder saugrob).

In keinem der beiden Fälle ist es – und damit läßt sich das eine wie das andere Urteil begreifen – zu einer flüs-sigen Unterhaltung auf einem eingeschliffenen Mittelfeld gekommen, im Klar-Sachlichen, im Zeitgängig-Tüchtigen, im Lässig-Spielerischen oder im Unverbindlich-Höflichen. Es war ein etwas mühseliger, stockender Umgang mit einem Menschen, der umständlich und schwerfällig er-schien, dem keine griffbereiten Scheidemünzen in der offenen Lade liegen, der lange braucht, bis er versteht und bis sein inwendiges Stottern von der Seele zum Munde findet. Wie man denn sagt: „Bis der Schwabe Wurst sagt, hat sie der Preuße schon gegessen.“

Wer fürs erste dem einschmeichelnden Ohr vertraut hat, wäre eines anderen belehrt worden, hätte er in die Ge-sichter geschaut: nicht leicht gibt es so scharfgeprägte kantige Köpfe wie im Schwäbischen – und er hätte das Ungewandte nicht als leichte Bestimmbarkeit mißver-standen, sondern das verborgene Wesen gefühlt, das sich in der eigenen Spur bilden soll.

Wem jedoch zuerst das Harte und Unzugängliche auf-gefallen ist, das schwer An- und Aufschließbare, das Selbstgenügsame und Stolze, der hätte an der über-

triebenen Betonung merken können, daß darunter etwas Weiches, Verletzliches geschützt werden muß, das sich zu enthüllen nicht stark und mutig genug ist. Nicht leicht und vorschnell, daß der Schwabe sein Innerstes preisgibt, sei es aus natürlicher Scham, sei es aus der Erfahrung, gerade in seinem Besten verkannt und unterschätzt zu werden. So ist er „hehlingen“ zart und hehlingen ge-scheit. Er will sich nicht durchschauen lassen. Er behält das Beste für sich und ist sich selber genug mit seinen verborgenen Schätzen. Er verschweigt sich gern und seinen Widerspruch, so daß seine Waffe oftmals nicht der Wortstreit und die laute Anmeldung seiner An-sprüche ist, sondern die stumme unbeugbare Lebensart, die sich in stillem oder verbissenem Dasein ihr Recht er-trotzt. Und wenn er geht, nimmt er sich ganz mit und löscht sich aus, wenn der Vorhang fällt.

Aber – um nochmals einen Sprung voraus zu tun: viel-leicht kann er sich gar nicht veräußern, nicht ausdrücken, nicht darleben, auch wenn er wollte, wort- und tränenlos, aber tief erschüttert, wie er oft an den Gräbern der Sei-nen steht. Vielleicht muß er alles im tiefsten Herzen ausleben. Wie dem auch sei: wer kennt und kann ver-folgen die merkwürdigen Zirkelschritte zwischen einer germinalen Weichheit der Seele und den unverrückbaren Tatsachen der Welt samt den ihnen entsprechenden har-ten Gedanken des Kopfes, zwischen einem Innern, in das man eintaucht und das man leben möchte, und dem Drau-ßen, das man leben muß.

2.

Wenn man die Schwaben dann unter sich sieht, im klei-nen Kreis beim „Viertele“, mag auffallen, daß sie sich nach Rang und Stand nicht so recht wollen ausgliedern lassen. Sie scheinen ein Häuflein „Volk“ zu sein; auch der sogenannte Gebildete ist ihresgleichen, macht sich „gemein“ und schwäbelt und fühlt sich wohl in der da-zugehörigen Seelenlage und Geisteshaltung, die vom All-täglichen ins Hintergründige reicht und zielt, die aus ererbter und erlebter Weisheit zehrt, der alles Angelernte und Gemachte verdächtig ist.

Man möchte meinen, alle diese gemütlichen Hodker hät-ten von sich Urlaub genommen, hätten ihr Amt, ihre Rolle abgelegt, hätten das Tüchtige, das Tatkräftige, das Geschäftige und Kluge, das man ihnen weiß Gott nicht absprechen kann, zu Hause gelassen oder an den Nagel gehängt, nur um hier einmal zu sein, die sie sind; sie hätten keine andere Absicht als in heimseliger Nest-wärme einzusinken und auszuruhen.

Und es mag wohl so sein. Allein wenn man man aus dem Mittelfeld des Lebensgriffigen einmal ausgezogen ist und seine Gewandung abgestreift hat, dann liegt die zugeordnete Wirkwelt im veränderten Blick. Sie muß sich gefallen lassen, daß der wehmutsvollen Sehnsucht nichts Gegebenes genug und dem klügelnden Verstande nichts mehr recht ist. Und der schwäbische Widerspruchsgeist wacht mächtig auf, der sich nun, da er eher weiß, was er nicht will, gegen alles richtet, gegen das Gängige und Modische und was sonst aller Welt billig ist, gegen alles, was gerade geschieht, geschehen ist und muß, und sei es auch alles, was er selbst in diesem Sinne ist und tut, bis daß der Schultheiß gegen jede Obrigkeit, der Gelehrte gegen jede Bücherweisheit, der Hochgestellte gegen jede Sonderung und jedermann gegen seine Zeit und ihre Torheit wettet.

Womit nur gesagt sein soll, daß ein freies, grenzenloses Feld geöffnet ist und begangen wird, vor dem die Ausgliederung ins einzelne nur Sturz aus dem Allmöglichen ins Eng-Wirkliche ist und Verlust, Verzerrung, Mißgriff sein kann.

Enthoben und losgelöst mögen dann die Traumschiffe fahren, mag der Sinn zu seinen Höhenflügen starten und seine halb spielerisch, halb ernstgemeinten Pläne in den Himmel schreiben. Oder es verlocken Tiefen und Abgründe, sich bohrend darein zu versenken, dem Geheimnis sich wollustweh zu vermählen. „Dem Sog der Seele, folgend hinab in die Nacht und dem Drang des Geistes empor zum Licht“, das gilt, wie es von Mörike gesagt ist, für alle Schwaben, die sich alle verführt fühlen, ihre verlockende Eigenwelt nach beiden Seiten zu Ende zu gehen, um zu erfahren und zu vollenden, was ihnen gesetzt ist und ihnen sich bietet, diese sonderbaren Heiligen, deren jeder sein eigen Weisheitsnetz knüpft und auslegt, die Welt darin zu fangen, mit Tier und Stein, mit Gott und Teufel, mit Glück und Leid und Tod. Nirgends gibt es so viele Leute, die seltsamen und abseitigen Dingen nachgehen und ihre Seele dafür einsetzen.

Aber das Mittelfeld der Wirklichkeit bleibt auf sonderliche Art doch immer gegenwärtig, so wie die Wände, die den Raum umfassen, und der Tisch, an den man sich gesetzt und darauf sein Glas gestellt hat. Das Band hinüber und herüber reißt nie ganz ab. Sowenig die Geburt des Schwaben je vollendet ist, sowenig vergißt er seinen Ort.

Und was da in herzlicher Fühlung beisammen sitzt, wahrhaft leidenschaftlich seine Pflicht, sein eigen zu sein. Keiner überschreitet die feine Linie, die einen vom anderen trennt und scheidet. „Jeder trägt seine heimliche Krone und ist sich seines Wertes wohl bewußt“, ist stolz darauf und kann deshalb die anderen achten und gelten lassen. Jeder ist Hüter des eigenen Heiligtums und kann, da er um seine Einzigkeit weiß, gar nicht wollen, daß ihm andere nachbeten. Und wenn sie gehen, ist nichts liegengeblieben: jeder ist wieder sein gegürtetes Reichsstädtlein, das er war – und es fällt ihm nicht schwer, ein

andermal seinen eigenen Tisch zu haben, daran sein Sonntagswesen zu entfalten.

3.

Die seelische, die geistige Greif- und Seinsweise des Schwaben ist ungewöhnlich groß. Die schier sprengenden Gegen-Sätze, Gegen-Welten sind ihm bewußt und offenkundig. Und diese Spannung wird aufrechterhalten, durchgehalten, wird ausgetragen.

Die Brückenpfeiler seines Erlebens und Verhaltens gründen auf beiden Seiten in den äußersten Grenzbereichen, da, wo das Luftigste und Ungegründetste das Festeste wird.

Im ersten Ansturm neigt er zum Maßlosen im Guten wie im Schlimmen, dem Himmel oder der Erde zu: und darf es auch, da ihm die ausgleichende Kraft der anderen Seite nie erlahmt, so daß ihm die Mitte immer wieder gewiß ist.

Er ist beschaulich und betriebsam, verträumt und überwach, heim- und fernsüchtig, versonnen und verloren, ablehnend und weltoffen, ichverhaftet und hingabebereit.

Oder wie Fr. Th. Vischer sagte, der auch einer war: „Stumpf und spitzig, dämlich und witzig, kühl und hitzig; vernagelt und sinnig, grobkantig und minnig, blokkisch und innig“, oder wie man ihn in tausend Abwandlungen sonst kennzeichnen könnte.

Weil er die Widerspruchskräfte in sich selber weiß, an sich gewahr werden muß und weil er begreifen lernt, wie sie notwendigerweise zusammenwirken und zum Wirken notwendig sind, kann er sie an ihrem Platze gelten lassen. Er bejaht ja die Vielfalt und Widerfalt des Lebens. „Andere Leut, andere Bräuch.“ Ja, die Gegenschwünge bedingen sich. „Wenns nicht sommert, winterts nicht.“ Es ist wichtig, daß der andere anders ist und tut. „Der Grad und der Ungrad haben den Laib gegessen.“ Jede Grundvoraussetzung hat ihren Sinn und ihr Recht, allein ist jede einseitig und keine sieht alles. „Ein Bauer und ein Doktor wissen selbander weiter als ein Doktor allein“, womit zugleich der schlichten Erfahrung und treulichen Unmittelbarkeit die grundschwäbische Hochachtung erwiesen wird.

Die dialektische Haltung des Schwaben, erkenntnistäufig in dem feststellenden behahenden Satz gefaßt: So isch no au wieder, gipfelt eben, wie immer wieder gesagt wird, nicht in einem Entweder-Oder, sondern in dem abwägenden, zu- und abwägenden Sowohl-Als-auch. Im Nacheinander des Zu- und Widerspiels kommt zu Tag und zu Wort, was zugleich und auf einmal durch das Ohr der Zeit nicht gehen kann und aus der un- und übertersöhnlichen Zwiefalt in den organischen Stromkreis des Lebens- und Schicksalsbogens eingeschwungen wird. „All hundert Jahr wird der Bettelsack umgehängt.“ „Die Welt ist rund und dreht sich.“

Doch über dieser Weisheit, die eine des Abwartens und der Geduld sein kann, auf daß die tragende Welle für diese und andermanns und im Laufe der Dinge für

jedermanns Art und Zuschnitt komme, vergißt der Schwabe seine persönliche Handlungsbereitschaft nicht, vergißt er sich selber nicht an seinem Ort und seine mögliche Einfluß- und Stellungnahme. „'s gibt Häuser“, sagt er, „da putzt man die Schuhe ab, wenn man neingeht – und 's gibt Häuser, wo man's abputzt, wenn man rauskommt“. Beim Urteil aber darf's nicht bleiben: man muß eingreifen. Etwa als Gleichgewichtsregler auf die Seite des Verkannten, Übersehenen und Unterlegenen treten, des Unterdrückten. Was aber ganz und gar nicht heißt, daß man das andere, gegen das man in Stellung ging, endgültig erledigt, daß es getreten und gestoßen sein soll. Man soll es nicht wegwerfen, nur hinlehnen, lehrt der Schwabengeist; und man mag das als Weisheit oder Schlaueit auslegen, je nachdem.

Daß diesbezügliche Entschlüsse langsam reifen, versteht sich; denn von der Freiheit des Denkens, die alles, und alle Gegensätze übergreifend, nichts aufgeben möchte, ist es ein Weg des bitteren Verzichts oder des überlegenen Blicks zur Bedingtheit des Handelns einzugehen. Um so unbeeinflussbarer wird der Entschluß dann durchgeführt. Ins Leben gestoßen, einmal ins Leben getaucht, versteht der Schwabe dann tüchtig zu schwimmen.

Keiner aber strömt und strebt wie er immer wieder zum Wurzelgrunde hinab, zum Vor- oder zum Übergegensätzlichen hinauf, sofern der Weltenbaum von oben her der Erde zunächst; keiner kennt wie er, beschaulich, einfühlsam, genießerisch das In- und Miteinander der ambivalenten, dissonanten Seelentöne und webt sie sinnig zu einem Klang, und liebt nichts mehr als die Zwischentöne und halben Farben. Das einfache Sprichwort sagt: „Er hat das Weinen und Lachen in einem Sack.“ Das dichterische Wort kündigt es so: „Lust und Leid fließen auf's Trunkenste in ein Weltgefühl zusammen.“ Und bei jedem namhaften Schwaben mag man dazu passende Beispiele finden, von Mörikes süßem Schmerz und dumpfem Wohlbehagen bis zu Hölderlins heiliger Nüchternheit, der übrigens schon Heinrichs des Lahmens nüchterne Trunkenheit vorausgegangen ist.

Aber was am Faden der Worte erst ins Widerspenstige auseinandergezogen wird, das ist das Ursprüngliche und ist nur im Erlebnis zugänglich. Und nachträglich erst bemühen wir uns um das Gehirnkunststück der Bindung und Einung, also daß der erste Atemzug und Rückblick schon wegloses Suchen ist und die Sehnsucht nach dem Verlorenen Schwermut wird. Die niemals hoffen kann, den Kreis wieder zu schließen und ihn zu erfüllen, wenn sie nicht schwermütig bis zum Übermut wird.

Die Gegensätze schlagen nämlich auch ineinander um; und das ist nicht nur für das schwäbische Gemüt, sondern auch den schwäbischen Geist eine gesicherte Erfahrung, hin bis zu dem großen Wort: „Wer das Tiefste denkt, liebt das Lebendigste.“

Mit diesem Denken ist nicht das Geschäft des ausgliedernden und nachspürenden Verstandes gemeint, der den Ursprung nicht erwandert. Je mehr Begriffe und Worte

er ins Spiel bringt, desto reicher zersägt und leimt er das Gewirre: es sieht sich anders und anders an, je nach der Kreuzung, wo er selber steht und der Stelle, wo er fortfährt oder beginnt.

Dennoch sieht sich der Schwabe in seiner Anlage genötigt, in dieses verwirrende Spiel sich immer wieder einzulassen, um zu suchen, was er nie ganz verloren hat und verlieren kann, was er, wie er selber weiß, auf diese Art aber auch nie ganz finden kann. Weil, sofern er sich noch jungfräulich schaut, alles in ihm verknäuelte ist, fühlt er sich wie in einem Zauberwald, in dem sich alles vertauscht und verstellt, wo er sein eigen Gegenbild und Widerhall ist, wo er, sich bald hier, bald dort niederlassend, immer wieder neuen andern Spiegel und neue Schatten entdeckt, weil er sich selber immer wieder versetzt hat.

So kann es geschehen, daß man nie genau weiß, auf welchem Wurzelstock in seinem Walde er gerade sitzt und in welches Gewand er gerade geschlüpft ist; ja, es mag sein, daß er's selber nicht weiß, nicht genau weiß und es gar nicht wissen will. In jedem Falle übt er sich im Umgange mit sich selber, und dieses Ich und das Sich wechseln und verwechseln die Münzen ihres Besitzes und Bestandes in der unschuldigsten Weise: „Er kann sich nur schwer ganz verausgaben und weggeben“, wie Vischer sagt, den wir noch einmal nennen wollen: „Sie sind helle genug sich selbst zu kennen und lachend sich von sich selbst zu trennen“. Das gelockerte Ich-Feld ist verfügbar und öffnet dem selbstüberlegenen Gebrauch das denkbar weiteste Reich zwischen kältester Lüge und innigster Wahrhaftigkeit mit allen Möglichkeiten von Humor und Ironie, besonders mit der schwäbischen Sondermischung von Spott, Spiel und Ernst, von Narrheit und Verständigkeit und der urschwäbischen Freude an Vertauschung und Verdrehung, an Versteckenspielen und Übertreibung, an kindlichem Schalk und weniger kindlicher Überlistung, bis zur unergründlichen Schlaueit, von der H. Grimm behauptet, sie habe unter dem Mantel der Gemütlichkeit auch dem so bescheidenen Jüngling Schiller, der so aufrührerische Gedanken nährte, zu Gebote gestanden.

Das geht vom bunten Wirbel- und Wechseltanz der Spiegelfechtereit mit sich selbst und mit der Welt, da Darstellung und Verstellung dauernd ineinander umspringen, über den wägenden und wägenden Schwebebalken zaudernden Genusses und gleichgültiger Trügerei zur zwingenden, bänglich-kecken, vielleicht so gut verhehlten, auch aber recht handfesten Entscheidung.

Da mischt also der Schwabe seinen Traum in den so verfestigten, dicken Brei der Welt und nimmt sie dann als-ob-, spielt mit ihr und sich, dem großen Kind, und bringt keinen Ernst auf für die Klugen, die ihn belächeln, und hält die Ernsthafte, die ihn nicht verstehen und zu belehren versuchen, für blitzdumm. Er treibt seine Possen der Verwandlung mit allen verführerischen, nahen und fernen Dingen und Wesen – und wo ist keine

Verführung? – treibt sie hin bis zu den unmöglichsten Gleich- und Übersetzungen.

Er ist da nicht mehr der Arme im Geist, sondern das spiegelnärrische Naturkind, keinem der Ränke fremd, aber unvergiftet, und schon gar nicht mehr meßbar an seiner Aussage und Meinung, der er sich weiß Gott wohin enthoben hat. „'s ist kurios“, hat selbiger Bauernbub g'sagt: „I mag d'Mädle und mei Schwester d'Bube.“ Oder überhaupt nicht mehr richtig deutbar einem Nichtschwaben: „Er lobt sein Weib, weil's auch in seiner Abwesenheit Kinder kriegt.“

So liegt die schwäbische Welt immer wieder im Beschuß von Licht und Gegenlicht verkreuzt und verschränkt und der schweifende Blick verfängt und fangt sich, der ruhende fließt und verströmt im Hinüber und Gegenüber. Mal anders gewendet, heißt es dann: „Viel Köpfe, viel Unsinn“. Und eine Umstellung ist auch nicht falsch: „Reichtum schändet nicht und Armut macht nicht glücklich.“ Lebensreife und damit Bescheidung oder Tröstung hört sich dann so an: „Besser bäurisch gefahren als herrisch gelaufen.“ Oder: „Lieber ein reiches Bäuerlein, als ein armer Bauer.“ Und die Erfahrung der Weisheit: „'s ist kein Amt, man kann die Hölle dran verdienen.“ Und wieder mit dem Händereiben des Schalks: „Eine Pris putzt das Hirn aus und bringt den verlorenen Verstand nicht wieder“, wobei es auf das *und* ankommt. Die große Klugheit aber sagt: „Man muß hausen auf ewig leben und beten auf gleich sterben.“

4.

Wie sich der Schwabe auch drehen und wenden mag und wie er auch zugreift, immer lebt und denkt er die Gegenwelt mit und immer sieht er sich belehrt, die Widersätze zu versöhnen, zu durchschauen, zu erhöhen und aufzuheben.

Er reicht noch hinab in die Ursprungsmacht und Wurzeltiefe, wo sie noch ungeboren sind. Alle Seelenschichten leben in ihm noch bis zum glühendflüssigen Kern, bis zum magischen Grund, wo das Inwendige und das Dingliche des Ich und seine Veräußerung noch ungeschiedenes Seelenfeld sind.

„Als er in den Spiegel sah:
Helft mir aus dem Ding doch da
Weil ich vor Angst mich nicht besinn,
Wie ich hineingekommen bin.“

Auch nach der Geburt sei der Schwabe noch neun Tage lang blind – sagt man von ihm, als wolle er nicht an das zerscheidende Tageslicht, nicht hinaus in die sondernde Welt. Und all sein Wunder-, sein Märchen- und Zauberbedürfnis ist nur sein Heim- und Fernweh nach dem verlorenen, nie zu verlierenden Einen und Ganzen. Sein Leben lang sucht und besitzt er diese Ganzheit als Einsheit, diese Einsheit als Ganzheit. In der Vielheit des Einzelnen begehrt er nach Kern und Wesen und sucht

damit die Ganzheit des Durchdachten zu umfassen. In der Vielfalt wird er der gemeinsamen Unerklärbarkeit inne und weiß um die Einsheit des Gelebten.

Er ist der typische Spätling, dem der Abschied von der Kindheit schwer fällt und nie ganz gelingt, der immer geblendet bleibt vom Nebelglanz einer verheißungsvollen Morgenfrühe ohne Sicht. Er braucht lange, bis er sich in der Welt und bei sich zurechtfindet. Sein Erwachen zum Gegenständlichen und zur Wirklichkeitsenge ist schmerzlicher, aber auch wertvoller als bei leichtfüßigeren Weltkindern: es kostet ihn mehr Kraft und teures Lehrgeld, bis er an seinem Platz sein zugewiesenes Maß findet und hinnimmt. Im Eigenwesen ankernd braucht er einen selbstverleugnenden ausgreifenden Weltblick, um das Angebot der Welt gleich-gültig zu sehen, dem Schicksal gewachsen zu sein und sagen zu können: „Wenn einer zum Unglück geboren ist, bricht er den Finger im Hosensack“, und „es wird schon so sein sollen, sonst wär's nicht so.“ Er glaubt aber ebenso an eine ausgleichende Gerechtigkeit: „Was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm.“

Selbstverwirklichung ist ihm schwierig, der im Grunde seines Wesens schwer ist. So gern er Heiterkeit und Frohsinn darlebt, sie sind nie ganz echt und nie ganz rein. Näher liegt ihm als Erlösen das Lassen, das sich fallen läßt bis zum Leicht-Sinn, der sein Sach auf's Nichts gestellt hat. Er kann diese Schwere aus seiner Tiefe nicht herausheben und ausnutzen, auch wenn er wollte nicht: er weiß sie nur, sie hat ihn. Er ist sich selbst ein schlechter Geburtshelfer und vertraut sich doch nicht gerne jemand an. Er kann nichts aus sich machen. So viel in ihm auch wach ist, nur wenig ist frei verfügbar.

Von hier aus, von dieser inneren Not her, versteht man seine Mißachtung der Form, was als nachlässig oder anspruchslos mißverstanden werden mag, aber auch den gelegentlichen unpassenden Übergriff ins Feierliche und Pathetische, versteht man sein Mißtrauen gegen jede künstliche, übernommene oder erzwungene Form und seine äußerste Empfindlichkeit gegen alles, was daran nicht unmittelbarer Ausdruck ist, versteht man seine Nötigung zu menschlicher Echtheit! Niemand lieber als er unterschreibt den Satz: „Auch die gefühlteste Form hat etwas Unwahres.“ Nichts haßt er so wie Eitelkeit und Anmaßung, schiefen Schein und hohles Geflunker.

Da er sich jedoch immer wieder ins Leben einschwingen oder hineinreißen, da er den Sprung aus seiner Trichterstellung, dem allseitigen Drucke weichend und Ausweg suchend, immer wieder wagen muß, und dazu eine vergleichbar erhöhte Kraftanstrengung aufwenden muß, trägt er sich, trägt es ihn gar oft mit unerhörter Gewalt über sich hinaus. Man vergegenwärtige sich sein gegenpoliges Grundwesen, wo sozusagen jeder seiner besonderen Anlagen ein Kraftfeld mit anfeuernden Widerständen gegeben ist. So daß sich ihm zum Innigen mit gleichem Recht das Großartige beigesellt: der Zug zur

übergreifenden Form, zum weithintragenden Ton, die Lust zu entrückender Höhe und ungemessenem Geistesflug. Vom Grunde des entsunkenen Gemüts, aus der unbespiegelten Einwohnung ins Geheimnis, kann sich, darf sich ihm die Inbrunst zur Glut entfachen, die, in seinem Sturmwind zur Flamme auflodernd, alle Riegel schmelzt und ihn zur erlösenden Freiheit entbrennt. Man braucht hier nicht nur an Hölderlin, Schiller oder Hegel denken, sondern an alle die Großen und Kleinen bis hinab zum einfachen Mann, der, wenn es sein soll, sofern er entschlossen ist, aus seiner stillen, diesseitig beschiedenen Weise plötzlich aufsteht, aufersteht, beredt und redsam wie nur irgend einer, und seine Welt in die Schranken ruft oder weist.

Aber selbstverständlich kennt der Schwabe die damit gesetzte Gefahr und läßt daher vieles in den Anläufen stecken und ruft sich tausendmal zurück, ehe das Feuer gezündet hat – und schätzt daher nichts so sehr wie Besonnenheit und Bescheidung; denn sie sind ihm ja nicht frühe selbstverständliche Gabe, sondern Leistung aus Erfahrung und Enttäuschung gepreßt. Daher ihn besonders viele seiner Sprichwörter, warnende Finger sozusagen, darauf hinweisen. „Man darf das Beil nicht zu weit werfen“ oder „Zwang halt net lang“. Dies ist nichts weniger als die Haltung des Spießers, es ist Weisheit, die auf vielen Wegen gegangen ist und gelernt hat, daß das Kleine und das Große immer wieder das Eine ist, so daß es also nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankommt. Alles ist nichts, wenn man nicht gelernt hat, aus dem, was man hat, zu machen, was man daraus machen, was es bedeuten kann.

Diese und solcherlei Einsichten zu erwerben ist dem Schwaben aufgegeben, und sie sind wohl nicht vor dem 40. Lebensjahre zu haben. Das ist die Schwabenreise, die Schwabenheimreise über ausgekosteten Irrtum zur stillenden Ruhe. „Der kürzeste Weg ist der Umweg“, heißt es denn auch. Und: „Die Wahrheit geht mit uns ums Eck.“ Und der Schulmeister Kolb von Dagersheim sagt: „Wenn Ihr einen findet, der wohlgeraten und ein Christ ist, so dürft Ihr glauben, daß er die ganze Hölle durchwandert hat.“ „Geradeaus stößt man mit den Dingen zusammen, man muß um sie herumgehen, wenn man sie kennenlernen will.“

Für die Ebene des Weltläufigen aber mag dann gelten: Wer nicht zu Torheiten geschickt genug ist, der wird nicht gescheit, der wird sein Leben nie weise sich zuteilen und klug zu führen verstehen: Torheiten jeder möglichen Art im zwielichtigen schwäbischen Reiseland, darin alles so sonnenhell und doch so ungesichert, alles so rätselvoll und doch so selbstverständlich ist, dem Gemüte so greifbar gegenwärtig und dienstwillig und dem kniffligen Verstande so verlockend und aufreizend ungewiß, Torheiten, so leicht und schwerverständlich, wie es eben die sagenhaften Schwabenstreiche sind. Wenn man im Banne der Einfalt lebt, der ersten, kindlichen, die man so oder so doch verloren hat, und der zweiten

im Übergeist, die man so oder so doch nicht ganz gewinnen kann, dann hält die Erfahrung das Wissen um endliche Schwierigkeiten, um Listen und Tücken und um Hindernisse jeglicher Art bereit, der Wille aber hält das Bewußtsein aufrecht, daß das inwendige Erreichen ohne weiteres auch ein Ereignis sein müsse, und daß dem einfältigen Gemüt eine einfache Welt entspreche. So wird es unmöglich das Leichte selbstverständlich zu nehmen und die Mitte des hellen Tages unbedacht ans Herz zu schließen. Es wird aber möglich, alle Schwierigkeiten im Nebelglanz der Verwunderung und des Staunens zu ertränken. „Denken können sie schon“ heißt es von den Meistern dieser Streiche, „aber sie denken krumm“. Und Wieland, auch einer von ihnen, sagt von seinen Abderiten schwäbischen Maßes: „Sie wollten es gar zu gut machen.“ Sie selber aber, die witzelnd, lachend, diese ihre Schlagseite kennen, die nichts ist als die glückhaft-unglückliche Folge ihres besten Wesens meinen von einem übermächtig, der Wirklichkeit entlaufenen Schläuen: „Er hat den Wetzstein gerade klopfen wollen.“

5.

Kurz: der Schwabe empfindet den Dualismus stärker als viele der anderen griechisch präformierten Europäer. Und ist auch stärker veranlaßt, ihn zu überwinden.

Die menschliche Tragik ist ihm stets gegenwärtig. Das Leben als Geschichte ist ihm die Krisis des Bedingten durch das Unbedingte. Dies Unbedingte, das er nicht preisgeben kann, ohne sich aufzugeben. Mehr als andere lebt er in phantastischer Furcht und existentieller Angst und muß mit ihnen hausen und sich behaupten. Wie sollte, der die letzte Fragwürdigkeit nicht los wird, nicht zum Grübler, zum Sinnierer und Spintisierer werden!

Einzelheiten, so bedrängend viel sie auch bedeuten, genügen nicht: sie müssen sich gegenseitig ergänzen, müssen je ihren Gehalt liefern und dem überwertigen Sinn sich fügen.

Das Wesen des Schwaben ist Ganzheitsversprechen und Einheitsgewißheit. Metaphysisch ist er Optimist. Wie er sich auch stellen, legen und geben mag. Widersprüche und Widerwärtigkeiten sind sinnvolle Kontrapunkte in der Harmonie des Ganzen und sind nichtig vor dem Absoluten. Er sucht das Sein als Ganzes hinter der Vielfalt und Vielheit des So-Seins und er sucht es als Eines über der Antithetik des Da-Seins. Er weiß um das Verhältnismäßige jeder Stellung und Behauptung.

Die großen dualistischen Weltbilder Kants, Augustins, auch Luthers können ihn eigentlich nicht befriedigen. Seine eigensten Wasser fließen in der starken mythischen und pietistischen Überlieferung. Religiöse Hauptthemen waren ihm von jeher: Die Apokalypse, das Weltende, die Sünde gegen den heiligen Geist – und der Gedanke der Heiligung steht ihm über dem der Rechtfertigung.

Dem Sowohl-Als auch, das, wie gesagt, so weit geht, daß es die Gegensätze völlig verschwistert, eintauscht, ver-

mählt, muß denn auch ein Weder-Noch entsprechen, ein beiderseits Ablehnendes, das an einen Ort führt, darüber hinaus, zum Ganz Anderen.

„Oft habe ich gefunden“, sagt Mörike, „daß die Geäch-teten des Himmels seine ersten Heiligen waren“. Schus-sen erinnert sich und uns: „'s Beste und 's Gemeinste haben eine Geburtsstadt: Das Geheimste.“ Allgemein aber gilt der nichts weniger als verantwortungslos-schnodderige Satz: „'s Böseste ist s'Beste.“ Böses muß Böses vertreiben.

Das Ganz-Andere aber ist für den Schwaben nicht die entkernte Transzendenz, sondern jenes Unberührlich-Berührbare, das von beiden Seiten nichts aufgegeben hat, ihr Keim und ihre Möglichkeit sozusagen, ist vor allem nicht die Flucht oder die Rettung in den reinen Geist, weswegen hierorts die idealistische Philosophie nie ganz ernst genommen wird: auf eine derart einseitige Wirklichkeit läßt man sich als Endlösung nicht ein, not-falls spielt man mit ihr.

Der Gedanke der Konkordanz, der Harmonie und Aus-gleichung geht durch das ganze schwäbische Geistes-leben. Im Stoff ist die Form schon präexistent und die Seele selbst ist schon die Grundfigur des organischen Lebens, heißt es bei Albert, dem Großen. Keplers Den-ken lebt ganz im Sensus proportionum und für Paracel-sus ist der Mensch ein Wirkfeld gegensätzlicher Kräfte, ein Bezugsort von Sympathien und Antipathien.

Und keiner von ihnen, deren Namen hier für viele, für alle Schwaben stehen mag, ist bereit, Gott und Welt auseinanderzureißen. Und bei allem Lassen, Entwerden und Selbstvergessen, dem Weg, der ihnen als der eigent-lich heile und heilende gilt, geben sie nicht auf, sondern vertiefen, durchblühen, verklären es nur. So wie sie auf einer mittleren Ebene Anschauung und Begriff ineinan-derzwingen, so auf der obersten Geist und Leib. Zwar ist für's erste immer der Sinne Untergang der Weisheit Anfang. Aber darüber hinaus gilt dann, was Suso auf folgende Weise sagt: „Wenn Innerkeit zu Außerkeit wird, dann wird sie noch innerlicher“ (als wenn Inner-keit zu Innerkeit wird). Und Paracelsus ist die dritte Ebene die des Fleisches über dem Geist.

Daß hier die größten Gefahren drohen, wer möchte es leugnen? Der billige Pantheismus hier, das Versinken in's All-Eine dort: Gefahren, die jeder bestehen, mit denen sich jeder auseinandersetzen muß, der aus dem Wirklichen hinauf zur Wahrheit geht und sich von Wort und Form nicht fesseln lassen will.

Der Schwabe, der jeder vorgeformten Vernunft miß-traut, und ob er will oder nicht, den Schritt darüber hinaus und darunter hinab wagen muß, findet sich im Falle der Gefährdung durch kein Bild gerettet, an dem er sich, im unendlichen Meere treibend, festhalten könnte, ihm erscheint das Licht der Welt nicht umgren-zend und abzirkend als weisender oder bergender Strahl, ihn und die Dinge schimmernd umsäumend – er muß in's bildlose Erfülltsein, wo keine Gestalt schläft in der Be-

reitschaft, erweckt zu werden, wo vielmehr die blinde Welt von innen her leuchtet und glüht.

„Da west denn freilich die Versinnlichung des Geistigen ebenso wie die Vergeistigung des Sinnlichen“ (Suso). „Gewinnen und Verlieren ist hier ein einziger Akt eines einzigen Augenblicks, in dem alles, was ist und sein wird, zerfließt“ (Wieland).

6.

Man hat vom Schwaben gesagt, er rede in der Sprache des Verstandes, sie sei aber vom Gemüt erwärmt. Recht verstanden, ist damit tatsächlich das Wesentliche ge-troffen.

Denn, um zusammenzufassen: Der Schwabe hält und gewinnt sich in dem wohlhustvollen Geschäft des Denkens, des Grübelns ohne Ende, das von Jedem zu Allem und auch umgekehrt den Weg findet, das seine vielschichtige und vielfältige Welt ordnend durchlichtet und erhellend verfilzt; er gefällt sich in der sondernden Kraft der Ver-nunft, durch deren schöpferischen Machtspruch sie erst ins Gegenständliche und also ins Gegensätzliche und da-mit wieder ins Bezügliche gehoben wird.

Aber der bohrende Geist, der sich von keinerlei Ober-fläche blenden und binden läßt, hat den Mut, De-Mut und Hoch-Mut in eins – alles zu übersteigen, alles zu untergraben; denn er weiß, daß man blind durchdrun-gen bleibt in dem unfasslichen Geheimnis, dem man nicht entfällt und nicht entrinnen kann, vor dem nur Dünkel und Feigheit sich preiszugeben, sich hinzugeben – in Angst jagen können: eine aussichtslose Flucht. Er hat den Mut, ins Unteilbare, Unauslotbare einzusinken, heimzusinken. Er ist nicht töricht genug zu glauben, daß er auf irgend eine Art von Erhebung oder Verdünnung, von Ab-, Rück- und Widerspiegelung sein Ich, sein Selbst rein abtrennen und der Welt schlackenlos entgegensetzen könne, der Welt, die für restlos durchschaubar zu halten er demgemäß gleichfalls nicht blind genug ist. Sie zer-setzt sich ihm nicht – so wenig wie sie ihn vernebelt – er enthüllt sich nur den unangreifbaren Kern der Dinge, damit ihm ihr Keim, mit seinem Geschmack und Duft nur um so gewisser sei: er hält sich an des ewigen Ge-heimnisses ewigen Reiz. Dies ist sein Ge-Müt, das nicht widersteht, sondern Einschmiegsamkeit bedeutet und die Bereitschaft einzuströmen, zu verehren und zu lieben – das denn auch mit der Süße existentieller Wollust be-lohnt wird.

Freilich ist ihm, wenn man so sehen und sagen will, die innere Wirklichkeit mächtiger als die äußere der Tat-sachen und Erfahrungen. Die Lyrik liegt ihm näher als die Epik, die Dichtung näher als die Malerei. Erkennt-nis ist ihm auch Bekenntnis, und tarnt sich nicht als kühle Darlegung und Abstandnahme, die sich über ihre Voraussetzungen hinwegglügt. Falsch ist es, wenn man damit Subjektivismus gegen Objektivismus gesetzt glaubt. Für den Schwaben sind Ich und Welt ein unauf-trennbares Gewebe, von dem man sich beiseite sammelnd,

sich nicht losschneiden kann. Man kann sich nur auf eine höhere Ebene schwingen, nimmt aber auch dann das Welthaltige mit, jedoch in ursprungsnäherer ergründeter Art, und wird damit selbst ergriffener und reicher, rückt in eine fernere Größe. Kurz: Die Leidenschaft des Schwaben für das Unmittelbare, das oder nichts sonst ihm die Wahrheit bringt, sie zwingt ihn, daß er mit seinem Gegensatz sich immer wieder überhöht. Dann aber ist die vorhin genannte innere Wirklichkeit der äußeren mächtig, ja überlegen; Tatsachen und Erfahrungen geben nicht den Ausschlag; sie müssen sich gefallen lassen, daß sie gar nicht zur Kenntnis genommen, übersehen oder vergessen, daß sie überspielt und umgedeutet und schließlich vom Grunde der Einung her verändert werden.

Da sich der Schwabe von nichts Herausgestelltem und Ablösbarem, nicht von den bloßen Bewußtseinswirklichkeiten mit endgültigem Beschlag belegen läßt, auch nicht von Ideen, sofern sie zwischen Mund und Ohr leben, sondern nur aus der Gewißheit eines unverkündeten und unkündbaren Glaubens, ist er immer bei sich und weiß, womit er zu rechnen hat. Er lebt und er handelt aus allen Mitteln der Vernunft, jedoch von der Unmittelbarkeit seiner selbstgenügsamen, seiner selbstverständlichen Existenz her.

7.

Was soll man zu dieser Art und Unart des Schwaben sagen, zu einer so betonten, so sonderlichen Eigenart? Hat sie überhaupt noch Lebensrecht und -kraft?

Wenn man sich die künftige Menschheitsentwicklung zu vergegenwärtigen sucht, wird man kaum behaupten können, daß sie gut im Rennen liegt, keinesfalls kann sie die Oberströmung geben. Doch könnte sie gerade deshalb als gründlicher Widerspruch an ihrem bescheidenen Orte notwendig und zeitgemäß sein. So wie jede Haltung, die noch aus Eigenem lebt und zu sich einkehrt, sofern sie urständig genug ist, willkommen sein muß, da sie dem vom zugreifenden Geist geschaffenen Kunst- und Zwischenreich – das uns in seine zwingenden Fesseln schlagen wird – standzuhalten vermag. Müßte nicht jede wurzel-echte Sonderbildung erwünscht sein, die das Einzelne als Einziges wahr und nicht ins Allgemeine hineinlöscht, die somit imstande ist durch Eigenprägung das Ganze zu

beleben? So wie wir Deutsche nur als Bayern, Niedersachsen, als Schwaben, und Europäer nur als Deutsche, und Menschen nur als Abendländer sein können.

Jeder muß auf seine Weise wachsen und größer werden, und muß zusehen, wie er sich ohne Selbstaufgabe den neuen Verhältnissen zubildet, wie das, was er mitzubringen und einzusetzen hat, bestehen mag und vielleicht fruchtbar wird.

Was hat der Schwabe zu geben?

Vielleicht den Blick und die Liebe fürs Ganze, und seine Neigung und Kraft, die Lebensspannung durchzustehen, nichts zu verleugnen und das Eine wie das Andere festzuhalten. Sein mystisches Bedürfnis, das ihn nicht hindert, technisch geschickt und erfinderisch, weltgänglich und tatkräftig zu sein – das sehnsuchstiefe Gemüt und die spielende Phantastik, die ihm den Weg zu den Gelegenheiten des bewährten Daseins und dem Tor, sie verstandesgerecht zu ergreifen, nicht sperren – seine Innigkeit und Freude am Feinen und Kleinen, die ihn nicht abhält, ins großartig Ausgreifende zu planen und die Grenzen ins Weite zu stecken: sollte das nicht ein schätzenswertes Zugewicht gegen einen zweckbesessenen Zeitgeist sein? Eine Haltung, die unbeugsames Rechtsempfinden und staatsschöpferische Fähigkeiten vereint, die Bildung und Volk nicht trennt, die dem Fachmann seine Zäune aufweist und bei allem Freiheitsschwung noch die Grenzmarken des Nachbars sieht und sein innerstes Gesetz achtet: wäre sie nicht brauchbar auch für fernere Gesellschaftsformen?

Möchte man nicht wünschen, daß eine Menschenart nicht ausstirbt, wo jeder Einzelne Mann für Mann sich so gut fühlt wie der andere, und, wenn der andere desgleichen tut, nicht besser, der nichts *mehr* fürchtet als in beengende Abhängigkeit zu geraten und sich deswegen eher zurückhält, dieser geborene Non-Konformist, der eben darum nicht unbedingt oben sein will, es den Oberen aber nicht gerade leicht macht, ohne aus Ehrgeiz und Machtdünkel absichtlich Schwierigkeiten zu bereiten.

Ein Mann, der auf sich selbst steht! Und wenn dieser Mann bei Dingen, die ihm am Herzen liegen, in hohe Töne gerät, sollte man nicht froh sein, daß es so etwas noch gibt: eine Seele ohne Rechenschieber, die sich einfach schwingen läßt.